

Unter den aufgelisteten und näher vorgestellten Personen findet man weithin bekannte Namen wie Ibn Battuta (1304–1377/78) und Marco Polo (1254–1324) sowie den berühmtesten der berüchtigtsten „Lawrence von Arabien“ (1888–1935), der als britischer Geheimdienstoffizier während des Ersten Weltkrieges sein Unwesen auf der arabischen Halbinsel trieb, und Lord Curzon (1859–1925), der als Vizekönig von Indien einiges an Anstrengungen unternahm, um die Golfregion dem britischen Herrschaftsbereich einzuverleiben. Die Mehrzahl der aufgeführten Personen dürfte aber in ihrer Eigenschaft als Arabien-Reisende selbst Kennern kaum oder gar nicht bekannt sein. Zu nennen wäre u. a. Charles Montague Doughty (1843–1926), der im Unterschied zu den meisten Forschungsreisenden jener Zeit allein und mit wenig Geld in der Tasche zu seinen Erkundungen auf der arabischen Halbinsel aufbrach. Bemerkenswert ist ebenso, daß er nicht unter der Maske eines Muslims reiste. Er verleugnete seine christlich-abendländische Herkunft nicht und scheute folglich auch nicht die offene Begegnung und Auseinandersetzung mit dem anderen Kulturkreis, zumal er noch die ganze „Macht und Herrlichkeit“ des britischen Weltreiches hinter sich zu haben glaubte.

Namentlich erwähnt werden mehr als 40 Deutsche, die vor allem in den letzten beiden Jahrhunderten ihren Fuß auf die arabische Halbinsel setzten. Die Palette ihrer Beweggründe ist ebenso breit gefächert wie die ihrer Profession. Sie reicht von Naturforschern und Archäologen über technische Fachkräfte bis hin zu Kolonialpolitikern und Geheimdienstlern. Selbst Baron Max von Oppenheim (1860–1946), der

anglo-amerikanischen Mutmaßungen zufolge der eigentliche deutsche Geheimdienstchef im Nahen Osten während des Ersten Weltkrieges gewesen sein soll, ist in dieser Auflistung vertreten.

Obgleich die männliche Dominanz in diesem Kontext allgegenwärtig ist, bleibt der Beitrag von Frauen mitnichten unberücksichtigt. Neben Gertrude L. Bell (1868–1926), die zu ihren Lebzeiten fast alle Länder des Nahen und Mittleren Ostens bereiste, und Lady Isabel Burton (1831–1896), die vornehmlich auf publizistischem Gebiet wirkte, ist es u. a. noch Freya Madeline Stark (1893–1993), die 1936 „The Southern Gates of Arabia“ veröffentlichte, die hier mit Ihrem Arabien-Bezug Eingang findet und näher vorgestellt wird.

Alles in allem bietet der Autor mit seinem Lexikon eine bemerkenswerte kulturhistorische Darstellung, aufbereitet als aufschluß- wie abwechslungsreiche Lektüre, die sich positiv abhebt von der gerade in jüngster Zeit wieder üppig wuchernden politologischen Kafeesatzleserei, was die arabische Halbinsel und die dortigen Entwicklungen betrifft.

Klaus Jaschinski

Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), Kolonialmetropole Berlin – Eine Spurensuche, Berlin Edition, Berlin 2002, 320 S.

Von meinem Schreibtisch aus sehe ich die Basilika Sacré Cœur und frage mich, inwieweit sie noch für den katholischen Revanchismus nach der Kommune von 1871 steht. Für all die Touristen, die jeden Tag den Hügel hinaufpilgern, sind Montmartre und die

Basilika ein Ort Pariser Poesie, den sie mit ihren eigenen emotionalen Bedürfnissen füllen können, losgelöst von historischen Zusammenhängen; sie werden unablässig neu erschaffen als persönlicher Erinnerungsort, werden zum Auslöser individueller Verankerung. Eine verbürgte Interpretation dagegen läßt sich kaum mehr oktroyieren. Es ranken sich Geschichten um den Ort, aber er steht nicht mehr für staatlich oder konfessionell abgesicherte Geschichte, die ein vermeintlich zum Guten gewachsenes erklärt und rechtfertigt, wie nationale Geschichtsauslegung das gern hätte. Ich erinnere mich an die erste Besichtigung meiner Wohnung vor vielen Jahren: Als ich das häßliche Bauwerk unvermittelt vor mir sah, meinte ich, mit dem Mahmal an die Niederschlagung der Commune, in dem in ewiger Anbetung um Vergebung der Sünden der Franzosen gegen Gott und den Staat gerungen wird, nicht von Angesicht zu Angesicht leben zu können. Und nun? *Sacré Cœur* ist ein Teil des Intérieurs geworden, das meine Illusionen unterhält¹, in denen sich Ferne und Vergangenheit versammeln. Die Präsenz der Basilika nährt die Melancholie der verlorenen Zeit, die das Herz zugunsten des Kopfes befreit.

Spuren, Objekte oder Orte werden zu Symbolen durch Interessen, Notwendigkeiten oder bewußtes Suchen. Nicht immer sind sie historisch unänderlich fixiert, sondern sie unterliegen den Zwecken und Deutungen der Zeitläufte. An die Stelle geschichtlichen Erinnerns tritt Mythisierung, die ständige Neu-Interpretation durch Einordnung in die Umstände von Einzelnen oder Gruppen. In Anlehnung an Maurice Halbwachs zeigt Paul Conner-ton, wie Individuen von (herrschenden)

Gruppen mit Perzeptions-Systemen versehen werden, mit deren Hilfe ihre Erinnerungen lokalisiert und gedeutet, ihnen folglich entfremdet werden. Und das bedeutet ein durch Staats- (oder Partei-) Apparate betriebenes, organisiertes Vergessen der Erinnerungen der Bürger.²

Unabhängig von zeitbedingten Verwertungen, Manipulationen oder individuellen Deutungen bleibt der historische Wahrheitsgehalt, der sich durch die Trennung von Tatsachen und Wertungen erschließt. Dies führt der Band über die Kolonialmetropole Berlin vor. Er behandelt ein Kapitel weitgehend verdrängter deutscher Geschichte – *Henning Melber* spricht von „kollektiver Amnäsie in puncto deutscher Kolonialgeschichte“ (S. 67) – die in Afrika oder im heutigen Neuguinea weit weniger vergessen sein dürfte, wenngleich dortige Erinnerungsformen ggfs. andere sind als die Europas. Doch auch in den ehemaligen Kolonien wird von politischen und wirtschaftlichen Eliten die koloniale Vergangenheit zur Absicherung ihres Hegemonialanspruchs genutzt. Vielleicht trägt der Band dazu bei, daß die Zeit von 1884 bis zum Ersten Weltkrieg als gemeinsame Geschichte der ehemals Kolonisierten und der Kolonisierenden angenommen wird und zum Dialog über den Kolonialismus beiträgt. Dazu wäre es jedoch zuerst erforderlich, die Texte ins Englische zu übersetzen, denn sonst bliebe auch das hier zusammengetragene Wissen weiterhin im ausschließenden Besitz der ehemigen Kolonialmacht.

Zu Recht sprechen die Herausgeber im Vorwort von *Spurensuche*, denn im Berlin von heute sind kaum architektonische Niederschläge der kolonialen Vergangenheit zurückgeblieben. Aber

es gelingt ihnen vorzuführen, wie man Gebäude und Denkmäler, Orts- und Straßennamen, Friedhofsgräber und Museumsexponate, Gemälde, persönliche Briefe und Archivalien, Fotos und Bücher der Zeit als Dokumente lesen und ihren geschichtlichen Kern erfragen kann. Reichstagsdebatten und Institutionen wie Lehr- und Forschungseinrichtungen, die Deutsche Kolonialgesellschaft und ihr Frauenbund werden unter die Lupe genommen. Sie zeigen, wie sich, durch Assoziation und geduldiges Nachbohren aus dem Wenigen, das übriggeblieben ist oder unter der Oberfläche weiterlebt, diese gemeinsame Geschichte erschließen läßt. Es ist eine solide, aufklärende Gegen-Geschichte über Rassismus und Kolonialherrschaft entstanden. Sie will die Mythisierung des kolonialen Projekts als ewige Wiederkehr von Kampf, Opfer, Sieg und Zivilisationsmission entlarven als „Kontinuum... totalitärer Strukturen“ (S. 68).

1871, nach dem Sieg Preußens über Frankreich, war das Deutsche Reich entstanden und damit die Aufgabe, die zentrifugal-lokalen Kräfte der Städte, Regionen und vielfachen lokalen Identitäten in eine Nation unter einem Staat zu integrieren. Es mußten nun nationale Identifikationspunkte gefunden werden. Koloniale Expansion konnte hierzu beitragen, denn Kolonialismus bedeutet Macht, Überlegenheit und Herrschaft über Andere. In einer Zeit des Übergangs in die Moderne der Industriegesellschaft mit ihren sozialen Umbruchprozessen und dem Verlust kultureller Partikularismen mußte ein übergreifendes Wir-Gefühl konstruiert werden. Die nationale Integration der Deutschen vollzog sich *auch* durch die Abgrenzung zu den Fremden, die man sich in den Kolo-

nisierten als Negativ des eigenen Bildes erschuf: „Die koloniale Erfahrung im ausgehenden 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jhs. beförderte, daß sich in Deutschland politische, juristische und intellektuelle Kriterien für eine Ordnung entwickelten, die ethnokulturelle Differenz als Rassenpolitik organisierte“, schreibt *Pascal Grosse* in seinem Beitrag über Koloniale Lebenswelten in Berlin 1885–1945 (S. 200). Von Norbert Elias wissen wir, daß sich das bürgerlich-industrielle Europa der Wende vom 19. zum 20. Jh. als *zivilisiert* betrachtete. Aber es blieb die Aufgabe, den Zivilisationsprozeß auf die *gefährlichen* Klassen – Proletarier und Bauern – sowie auf die bislang Europa nicht unterworfenen Gebiete auszudehnen. Ein solches Unternehmen verspricht nationale Größe, mit der sich auch die Gedemütigten identifizieren können. Vor allem die protestantischen Missionen zogen die Söhne aus halbproletarischen, kleinbürgerlichen und bäuerlichen Schichten an; sie begaben sich zu den *Wilden* als die Vertreter der Spitze der Zivilisation. Die Daheimgebliebenen konnten den Kitzel des verführerisch Exotischen und der gottgewollten ewigen Andersartigkeit verspüren, wenn sie die Kolonial- oder Völkerschauen besuchten, ins Panoptikum gingen oder das Kolonialmuseum durchstreiften. Das auf diese Weise gefestigte Bild von den Anderen und die damit einhergehenden rassistischen Vorurteile wirken weiter im „Rassismus unserer Tage“ (S. 13).

Aber das gilt nicht uneingeschränkt. Denn bei der Durchsicht des Bandes und der abgebildeten Objekte oder Personen und den Kommentaren der Zeit fällt auf, daß sich unser Blick und unsere Einstellungen verändert haben.

Auf S. 167 ist die Porträtskizze eines kriegsgefangenen Afrikaners abgebildet, die der Maler Ernst Vollbehr im Oktober 1914 in Frankreich anfertigte. Sie ist betitelt *Ein gefangener Senegalschütze vor dem Abtransport zum Berliner Zoo*. Der Maler kommentiert, daß er „noch niemals so gemeine Negertypen gesehen habe“. Doeh sein Text steht in krassem Widerspruch zur Aussage des Bildes. Es zeigt nicht, wie der Künstler schrieb, eine *Bestie*, sondern einen hägeren, traurig-verlorenen Mann mit asketischen Gesichtszügen, der dem Betrachter eher spontane Sympathie als Furcht und Abscheu einflößt.³

Ein noch komplexerer Sicht- und Wertungswandel läßt sich an dem 1913/14 als Kolonialkriegerdenkmal und nationale Wallfahrtsstätte konzipierten Elefanten-Monument ablesen, das in Berlin aufgestellt werden sollte. Doch es wurde erst 1932 von der Deutschen Kolonialgesellschaft Abteilung Bremen gebaut und gegenüber dem Gebäude des Norddeutschen Lloyd hinter dem Hauptbahnhof errichtet, was zunächst nach einer simplen Symbiose kommerzieller und nationaler Interessen aussieht. Es erscheint dem heutigen Betrachter als Kuriosum, wengleich es 1990 zum *Anti-Kolonial-Denk-Mal* umgewidmet wurde. Die ursprüngliche Idee hingegen, daß es der „Memorierung der Gefallenen“ dienen solle, sei, wie Joachim Zeller (S. 171) sagt, nur ein Anlaß gewesen, „um koloniale Weltmachtambitionen zu demonstrieren“. Das wäre in der Tat ein mächtiges Symbol für die deutsche kollektive Psyche und den reichsweiten Geltungsanspruch des Monuments gewesen. Denn der *Mythos des Kriegserlebnisses*, dem George Mosse so eindring-

lich nachgeht, der den Opfertod der freudig für das Vaterland (bei Lange-marck) gefallenen patriotischen Jugend feiert, war konstitutiv für die Herausbildung des nationalen Gemeinschaftsmythos der Deutschen, ein heiliges Erinnern. Die Kriegstoten verpflichteter die Lebenden zum Aufbau eines starken Deutschland: „Youth and death were closely linked in that myth: youth as symbolic of manhood, virility, and energy, and death as not death at all but sacrifice and resurrection.“⁴ Hätte man sich ein stärkeres Symbol für den deutschen Kolonial-Revisionismus ausdenken können?

Vergleichende kulturgeschichtliche Deutungen und Einordnungen sind nicht die Stärke des vorliegenden Bandes; wahrscheinlich lag dies auch nicht in der Absicht der Hrsg. Dennoch erschwert ihre Abwesenheit hier und da die Interpretation. Dies gilt etwa für das Verständnis der widersprüchlichen Rolle der Missionare,⁵ die einerseits, wie gesagt, als arrogante Vorkämpfer der Moderne auftraten, als Repräsentanten einer aufgeklärten Welt und Erben der Achsenzeit (Karl Jaspers). Als solche brachten sie neue Kenntnisse, Verfahrensweisen, eine 'rationale' Religionsinterpretation, universelle, nicht-relativistische Werte, in deren Gefolge sie nicht selten zu Fürsprechern der lokalen Bevölkerungen gegenüber ausbeuterischen Praktiken von Wirtschafts- und Plantagensellschaften wurden. Andererseits zerstörten sie lokale Religionen, wirtschaftliche und kulturelle Praktiken und wiederholten damit das, was durch Kolonisierung und Missionierung West- und Nordeuropas vor sich gegangen war. Sie waren gleichermaßen Zerstörer und Anreger und überließen es letztlich den Koloni-

sierten, aus dem Angebot aus Neuem und Altem ihre Welt synkretistisch neu zu errichten. Das zeigte sich bereits 1886 in Berlin an dem eklektischen Modebewußtsein des Kameruner Prinzen Samson Dido, der mit seiner Kleidung aus europäischen und afrikanischen Elementen die eigenen Vorstellungen von Rang und Stil durchsetzte. (S. 149) Nicht immer blieb es bei solch friedlicher Demonstration; der Selbstbehauptungswille gegenüber den Unterdrückern manifestierte sich in nahezu allen Kolonien einschließlich des in diesem Band leider vernachlässigten Neu Guinea, in Aufständen und Kriegen.

Zeitlich erstrecken sich die Beiträge der 33. Autoren, unter denen sich kein Vertreter der ehemaligen Kolonialländer befindet, von der vorkolonialen Phase über die 'eigentliche' deutsche Kolonialzeit zwischen 1884 und 1914 bzw. 1919 bis in die Jahre der politischen Instrumentalisierung der Kolonialgeschichte zwischen den beiden Weltkriegen. Die Hrsg. wenden sich an ein weites Lesepublikum; es ist zu wünschen, daß der attraktiv mit vielen Fotos ausgestattete Band Eingang in die Schulen findet. Innerhalb der einzelnen Themenbereiche können die kurzen Beiträge unabhängig voneinander gelesen und erarbeitet werden; ihre Sprache ist klar und frei von Fachjargon. Bedauerlich ist nur, daß die Fußnoten nicht leserfreundlich am unteren Seitenrand erscheinen, sondern daß man das mühsame Umblättern auf sich nehmen muß, um sie am Ende des Bandes zu finden.

Heinz Schütte

1 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk*, Frankfurt a. M. 1982, Bd. I, S. 52.

- 2 P. Connerton, *How Societies Remember*, Cambridge 1989.
- 3 Ein Vergleich von Emil Noldes 'Welt und Heimat. Die Südseereise 1913–1918, geschrieben 1936', Köln 1965 und seinen wunderbaren Südseebildern, Skizzen und Zeichnungen wäre aufschlußreich gewesen.
- 4 G. L. Mosse, *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*, Oxford 1990, S. 72-73
- 5 Vgl. hierzu den Beitrag von U. van der Heyden über Die Berliner Missionsgesellschaft, S. 63-66.
- 6 Bundesarchiv, R 9208/66, Deutsche Gesandtschaft China.
- 7 Oder ist es die Bemerkung des 'Kaiserlichen Außerordentlichen und Bevollmächtigten Ministers, Herrn von Brandt' in Peking, dem der Konsul in Kanton zunächst Bericht erstattete?

Emmanuel Todd, Weltmacht USA. Ein Nachruf, Piper Verlag, München 2003, 266 S.

Die Irakpolitik der USA ziele darauf ab, die Welt in den Krieg zu stürzen, und noch vor einem Angriff auf den Irak könnte die Auflösung des amerikanischen Systems beginnen, unkt Emanuel Todd in seinem ein Jahr nach dem 11. September erschienenen Band. Der einstige Literaturkritiker bei *Le Monde*, der an das Nationale Institut für Demographische Studien überwechselte, läßt keine Zweifel aufkommen. Er notiert die „sichere Voraussage, daß es 2050 die Weltmacht Amerika nicht mehr geben wird“. Beeilt euch, Amerikaner, möchte man da rufen, denn in 47 Jahren ist alles vorbei. Dann jährt sich auch Todds 99. Geburtstag, fragt sich nur, ob er als großer Prophet gefeiert oder als Unkenrufer vergessen sein wird.

Heute jedenfalls macht er sich einen Namen. Sein Bestseller erscheint in elf